

JANE DAVIS

# Wo das Glück wohnt

Roman

Aus dem Englischen von Stefanie Fahrner

**Diana** Verlag

**Inhaltsverzeichnis**

ersparte mir aber auch, Nana die schlimme Nachricht überbringen und die Leichen identifizieren zu müssen. Und den Kopf meiner Mutter.

### 3

Ich konnte nicht böse sein auf Onkel Pete, als er mich im Krankenhaus besuchte. Selbst wenn ich total wütend gewesen wäre, hätte ich ihm das nicht vermitteln können, denn ich war nicht in der Lage, den Mund richtig zu öffnen. Er hatte also nichts zu befürchten.

Immer wenn meine Mutter von Onkel Pete sprach, betonte sie, er brauche eine Frau, die ihn liebt. Als ich klein war, mochte ich ihn so gerne, dass ich mir oft ausmalte, eines Tages könnte ich diese Frau sein. Ich hatte seit Langem eine ganz eigene Vorstellung davon, was er brauchte: ein paar Kilo weniger, Bügelkenntnisse und einen guten Freund, der ihm nahelegte, sein schwarzes, drahtiges Resthaar auf drei Millimeter zu kürzen (oder es ihm gleich selbst schnitt, wenn Onkel Pete nach einem seiner legendären »Arbeitsessen« gerade auf dem Sofa eingekickt war). Meine Mutter hielt ihn für einen attraktiven Mann, der eine gute Partie gewesen wäre. Ich zweifelte daran, dass jemand, der sich nicht um sich selbst kümmern konnte, einen tollen Partner abgäbe, ganz egal, wie viel Geld er nach Hause brachte. Es sei denn, man wäre eine Oscar-Kandidatin, halb blind, kurz vor der Heiligsprechung oder scharf auf ein Leben in häuslicher Sklaverei.

An diesem Tag war sein Gang nicht so federnd wie sonst. Schweren Schrittes betrat er die Station und fragte eine Krankenschwester in gestärkter Tracht nach dem Weg. Hinter den geschwollenen Lidern und den schwarzen Ringen wirkten seine Augen ganz klein. Sie konnten meinem Blick zuerst nicht standhalten. Sein unrasiertes Doppelkinn schien wegen des hängenden Kopfes auf die dreifache Größe angewachsen zu sein.

»Ich wusste nicht, dass du bei dem Unfall auch dabei warst!« Bestürzt blickte er auf meinen bandagierten Kopf. Ich merkte, dass ich mit einem ähnlichen Ausdruck zurückschaute, als wäre ich sein Spiegelbild. Er brauchte mir nicht zu erklären, was der Tod meiner Eltern für ihn

bedeutete. Sein Gesicht sprach Bände.

»Bin gefallen«, versuchte ich mühsam durch meinen verdrahteten Kiefer zu erklären. »Hingeflogen.« Ich schüttelte den Kopf. Die Worte wollten einfach nicht raus. Mehr als zwei auf einmal gingen nicht. Ich konnte kein »t« aussprechen. Normalerweise hätten wir Witze darüber gemacht.

»Andrea ist keine gute Hausfrau. Sie kann kein T.«

»Aber Kaffee kann sie aufbrühen.«

Ich musste erst mal üben, wieder einen ganzen Satz über die Lippen zu bringen, von einer Unterhaltung ganz zu schweigen.

Er war offensichtlich verwirrt, aber ich konnte nur auf meinen Kiefer zeigen, mit der Hand einen Sturz andeuten und mit den Schultern zucken.

»Versuch nicht, zu sprechen. Es tut mir so leid, dass ich dich im Stich gelassen habe«, stammelte er. »Ich dachte, du wolltest mir sagen, dass du im Gefängnis bist oder auf Drogen oder schwanger oder so etwas. Damit wäre ich fertig geworden.«

Wir schwiegen eine Weile. Dann seufzte er, schloss die Augen und erschauerte. »Ich mache es wieder gut. Die roten Riemchenschuhe. Ich nehme an, deine Mutter hat dir nie die Geschichte ihrer Glücksschuhe erzählt?«

Ich zog die Brauen hoch und schüttelte traurig den Kopf. Die Riemchenschuhe beschworen keine guten Erinnerungen in mir herauf. Sie standen nur für eins: Sie waren verantwortlich für den Unfall, der meine Eltern getötet hatte. Onkel Pete muss das gewusst haben. Er wollte mir erklären, was sie meiner Mutter bedeutet hatten.

»Dann hat sie dir nie erzählt, wie sie deinem Vater zum ersten Mal begegnet ist.«

Ich kramte in meinem Gedächtnis und wunderte mich.

»Nein? Dann waren deine Eltern wohl taktvoll.« Er griff mit seiner riesigen, bärenartigen Tatze nach meiner kleinen, weißen Hand. »Du wusstest bestimmt nicht, dass ich mit Laura zur Schule gegangen bin«, begann er. »Sie war mit Abstand das schönste Mädchen der ganzen Schule. Keine konnte ihr das Wasser reichen. Und sie war außerdem noch nett. Nett zu sein ist sehr wichtig. Die Jungs, die nicht beliebt oder in der Schulmannschaft waren, wurden von den meisten Mädchen wie Luft behandelt. Aber deine Mutter grüßte mich, wenn wir uns in der Essensschlange trafen, und forderte mich auf, sie nach Hause zu begleiten, wenn sie alleine war. Ich war heimlich in sie verliebt, aber sie war eine Nummer zu groß für mich. Darum habe ich mich auch nie irgendwelchen Hoffnungen hingegeben. Deine Mutter war eine Göttin.

Nachdem sie mit sechzehn von der Schule abgegangen war, verloren wir uns eine Zeit lang aus den Augen. Ich machte meine Abschlussprüfung und ging auf die Uni, während deine Mutter schon arbeitete. Jedes Mal, wenn ich sie zufällig traf, sah sie fantastisch aus. Diejenigen, die noch weiterlernten, mussten sich beim Erwachsenwerden nicht so beeilen. Ihr gegenüber kam ich mir vor wie ein Kind.

Nach dem Examen fand ich meine erste Stelle bei Atkins and Company in der High Street, wo deine Mutter schon als Sekretärin angestellt war. Ein unglaublicher Zufall, oder?«

So langsam fiel der Groschen. Es war mir nicht klar gewesen, dass Onkel Pete zuerst meine Mutter gekannt hatte. Er war immer der Freund meines Vaters gewesen.

»Es tat gut, ein bekanntes Gesicht zu entdecken. Und was für ein Gesicht! Wir tratschten über die Leute aus der Schule, zu denen wir noch Kontakt hatten, was sie so machten, mit wem sie ausgingen und so weiter. Man konnte sich prima mit ihr unterhalten. Ein guter Gesprächspartner schafft es, dass man sich mit ihm wohlfühlt, und sie hatte diese Gabe. Sie ging mit einem älteren Typen aus - ich weiß beim besten Willen nicht mehr, wie er hieß, aber er war

Elektriker oder so was. Er bekam seinen Wochenlohn jeden Freitag bar auf die Hand, und ich sage dir, das war mehr, als ein Rechtsreferendar damals verdiente. Er konnte sich tolle Kleidung und ein Auto leisten, sie zum Essen ausführen und ihr alles spendieren, was sie sich wünschte. Ich habe ihn ein-, zweimal gesehen, als er sie von der Arbeit abholte. Für meinen Geschmack sah er ziemlich protzig aus, aber er hatte das gewisse Etwas.

Nachdem sie sich getrennt hatten, suchte deine Mutter Trost bei mir. Er hatte sie mit einem anderen Mädchen betrogen, der Idiot. Ab da kamen wir uns näher. Wenn wir beide Mädchen gewesen wären, hätte man uns vielleicht beste Freundinnen nennen können. Sie betonte stets, wie wichtig ihr unsere Freundschaft sei. Das war nun nicht gerade das, was ich hören wollte. Ich muss zugeben, ich hatte gehofft, es würde mehr daraus. Und so wäre es vielleicht auch gekommen, wenn sie nicht deinen Vater kennengelernt hätte.

Eines Tages waren wir zusammen in ihrem Lieblingscafé. Wir saßen auf Barhockern direkt am Fenster, konnten auf die High Street schauen und die vorbeigehenden Leute beobachten. Sie hatte ein maßgeschneidertes rotes Kleid und die roten Riemchenschuhe an, die noch ziemlich neu waren. Das waren ihre Ausgehaccessoires, und nur die wenigsten Frauen hätten so etwas tragen können. Heute haben die jungen Leute Geld für einen ganzen Schrank voll Kleider. Damals besaß man seinen Büroanzug und mit viel Glück vielleicht noch einen weiteren. Die Schuhe hatten bestimmt sieben, acht Zentimeter hohe Pfennigabsätze, die sie in die Fußleiste des Hockers eingehängt hatte. Sie musste die Schuhe immer wieder verstohlen bewundern. Ich sah, dass auch die anderen Gäste darauf schauten.

Plötzlich berührte deine Mutter mich am Arm und deutete auf einen jungen Mann mit schulterlangen Haaren, der eine Lederjacke mit einem aufgemalten Adler auf dem Rücken trug. Er schlenderte an uns vorbei, ganz cool. ›Ist das nicht